

Kai Hafez

Die Überlegenheit des Realismus

»Bilderkriege«, »Iconic Turn« und die Ohnmacht der Medien

Viele Wissenschaftler haben in den letzten Jahren auf die vermeintlich zunehmende Macht der Medien in der Politik hingewiesen. Manuel Castells etwa mahnt in seinem berühmten Opus über das »Informationszeitalter« vor einer Legitimationskrise der Demokratie, die in die Mühlen der Medieninszenierungen gerät.¹ Der deutsche Politikwissenschaftler Thomas Meyer wendet sich gegen die »Mediokratie«, in der die Kerninstitutionen der Demokratie wie Parlamente und Parteien gegenüber der karrierefördernden Symbiose zwischen Spitzenpolitikern und Sensationsmedien ins Hintertreffen geraten.² Politik, so lautet zugespitzt die These, wird nicht mehr in den demokratischen Gremien, sondern in den Medien gemacht.

In der internationalen Politik hat die Analyse der Medien und sogar der Bilder innerhalb der Medien durch die Terrorattentate des 11. September 2001 einen enormen Aufschwung erlebt.³ Selten haben Bilder eine stärkere weltweite Präsenz erlebt als die der einstürzenden Twin Towers des World Trade Center in New York. Die Terroristen schienen sich einer ikonischen Macht bedienen zu wollen, die dem Westen das Heft des politischen Handelns aus der Hand reißen sollte. Gerade die Unkultur des globalen islamistischen Terrorismus verwendet zur Verbreitung ihrer Botschaften eher Bilder als Texte, und es ist sicher angebracht, darüber nachzudenken, ob wir nicht tatsächlich so etwas wie eine »ikonografische Wende«, einen »Iconic Turn«, in der internationalen Politik erleben. Mit den technischen Möglichkeiten der medialen Globalisierung scheint die Bedeutung des Bildes gegenüber dem Text zuzunehmen, denn das Bild kennt vielleicht kulturelle, aber sicher keine sprachlichen Grenzen. Der Denkmalsturz von Bagdad, die Bilder von Abu Ghraib, die dänischen Muhammad-Karikaturen: Stehen wir an einer Zeitenwende, an

1 Manuel Castells, *Das Informationszeitalter II: die Macht der Identität* (Opladen 2002), S. 329 ff. — 2 Thomas Meyer, *Mediokratie. Die Kolonisierung der Politik durch die Medien* (Frankfurt am Main 2001). — 3 Vgl. exemplarisch: Michael Beuthner u.a. (Hrsg.), *Bilder des Terrors – Terror der Bilder? Kriegsberichterstattung am und nach dem 11. September* (Köln 2003).

der die Medien und insbesondere Bilder in der Lage sind, öffentliche Stimmungslagen so zu beeinflussen, dass wir von regelrechten »Bilderkriegen« sprechen müssen? Und hätte, weiter gedacht, dann sogar die realistische Schule der internationalen Beziehungslehre komplett abgewirtschaftet, die behauptet, dass reale politische Regierungsmacht und nationale Machtinteressen die treibenden Kräfte der internationalen Politik sind?

Es scheint an der Zeit, die Euphorie der letzten Jahre über die Bilder- und Medienmacht, in der vielfach die Hoffnung auf subjektivistische Entelitarisierung der Politik zum Ausdruck gekommen ist, ein wenig zu bremsen oder sie zumindest in Perspektive zu bringen. Die Annäherung an globale Konflikte – insbesondere Krieg und Terror in den islamisch-westlichen Beziehungen – über die Konzentration auf Medieninszenierungen und mediale Bilderwelten droht nämlich die politischen und gesellschaftlichen Akteure, ihre Inszenierungstechniken und die Wirkungsbedingungen von Medien und Bildern in den Hintergrund zu drängen.

Gegen eine solche Prioritätensetzung ließe sich die These formulieren, dass die Herrschenden und Kriegführenden schon immer mit Wort und Bild versucht haben, ihre Bevölkerungen zur Unterstützung ihrer Konfliktpolitik zu bewegen, und dass die heutige Medienwelt ständig sich vermehrender Fernsehsender und Medien zwar eine Vervielfältigung von Bildern und Medienbotschaften über globale Konfliktlagen geschaffen hat, dass aber auch die Politik medientaktisch ständig dazugelernt hat und in der Lage ist, durch geschickte Öffentlichkeitsarbeit gesellschaftliche Bildwelten so weit zu manipulieren oder zu neutralisieren, dass ihre Handlungsfreiheit bei der Vorbereitung und Durchführung von Kriegen geradezu unbeschnitten erhalten bleibt.

»Medien«- und »Bildermacht« – Primat der Kriegspolitik

Das Verhältnis von Medien und Kriegen beschäftigt die Medien- wie auch die Politikwissenschaft seit Jahrzehnten. Paradigmatisch werden immer wieder der Vietnamkrieg und der zweite Golfkrieg von 1991, seit einigen Jahren auch der dritte Golfkrieg von 2003 untersucht, aber auch andere, kleinere Konflikte. Man übertreibt wohl kaum, wenn man behauptet, dass in der Wissenschaftsliteratur eine Themenfacette ganz klar dominiert: die Auseinandersetzung mit den Instrumenten der Propaganda oder auch, freundlicher ausgedrückt, der staatlichen Öffentlichkeitsarbeit (*public diplomacy*). Wie, so lautet die Frage, die dabei im Hin-

tergrund immer gegenwärtig ist, kann der moderne Journalismus dieser Steuerungsmacht, über die nicht nur der autoritäre, sondern auch der Staat westlich-demokratischer Provenienz noch verfügt, entgehen, um seiner Hauptaufgabe, der umfassenden und wahrheitsgetreuen Berichterstattung, nachzukommen? Die Informationsmacht der Medien scheint dabei unmittelbar mit den medienpolitischen Rahmenbedingungen verknüpft zu sein. Im zweiten Golfkrieg dominierten amerikanische und britische »Informationspools«, mit deren Hilfe es vor allem den USA gelang zu verhindern, dass auch nur ein einziges Foto der geschätzten 100.000 Opfer in die Welt drang. In der Medienberichterstattung dominierte ein von CNN-Kameras und Peter Arnett meisterlich weiterverbreitetes Bild einer sauberen, chirurgischen Kriegsführung.

Im Irakkrieg von 2003 schien sich die Situation verändert zu haben. Saddam Hussein hatte das Land für westliche Journalisten geöffnet, was den Verlust des westlichen Bildermonopols bedeutete. War dies eine Rückkehr zu den offenen Verhältnissen von Vietnam, als Journalisten freien Zugang zum Kriegsschauplatz hatten? Mittlerweile ist die Wissenschaft im Grunde einig, dass die lange Jahre verbreitete Vorstellung von den Bildern des Kriegsgrauens, von napalmverbrannten Kindern, die den Vietnamkrieg beendeten, falsch war, denn die politischen Entscheidungen zum amerikanischen Rückzug waren bereits vorher gefallen. Im Irakkrieg 2003 reagierten amerikanische und englische Militärs auf die neuen Bedingungen des offenen Kriegsfeldes, indem sie die sog. *embedded journalists* zuließen, Journalisten also, die mit den vorrückenden Allianztruppen an die Front zogen – oder sagen wir genauer, bis kurz hinter die Front, was ein entscheidender Unterschied war. Die »embeds« sind zu Recht dafür kritisiert worden, eine Fiktion der Augenzeugenschaft geschaffen zu haben: Man glaubte, den Krieg aus nächster Nähe zu sehen, aber die Bilder der Kriegsoffer hat man selten gesehen, sondern einmal mehr die Illusion des Krieges als ein Spielszenario kampfbereiter Militärs, die sich mit Hilfe des *embedding* selbst inszenierten.

Der Irakkrieg 2003 ist im Grunde das beste Beispiel für die völlige Wirkungslosigkeit von Medien und Bildern, wenn es darum geht, von Politikern gewollte und geplante Kriege zu verhindern. 80 % der Weltöffentlichkeit waren gegen den Krieg – und er wurde dennoch durchgeführt. Der kritischen Berichterstattung der Weltöffentlichkeit setzten die Kriegsparteien USA und Großbritannien gefälschte Dossiers über die angeblichen Gefahren irakischer Massenvernichtungswaffen entgegen, und sie inszenierten gefälschte Kriegsgründe im UN-Sicherheitsrat. Es war für sie nicht wichtig, ob dies die Medien und die Öffentlichkeit

überzeugte – außerhalb der USA tat es das kaum –, aber die Gegeninszenierung durch die Mächtigen reichte aus, um hinreichenden Zweifel in der Öffentlichkeit zu sähen. Für eine kriegsbereite Regierung ist es nicht von Bedeutung, das durch neue globale Medientechniken und das Internet unwiederbringlich verlorene Monopol der Kriegspropaganda wiederzuerlangen, wie es zur Zeit des Kalten Krieges ein autoritärer Staat wie die UdSSR besaß und das auch im zweiten Golfkrieg von 1991 im Westen bestand: Es reicht völlig aus, die Gesetze des Medienmarktes für sich auszunutzen. Der Bürger verfügt trotz möglicher intuitiver Vorbehalte gegen Kriege in der Regel über keine alternativen Informationszugänge und Möglichkeiten, die dreisten Medienlügen von Regierungen oder auch Terroristen zu enttarnen – und er lässt seine Regierung deshalb im Zweifel gewähren. In der internationalen Politik ist die Distanz des Medienkonsumenten so groß, dass es kaum eine Chance gibt, dieser medialen Vernebelungspolitik der Herrschenden zu entkommen.

Die moderne Medienwelt ist ein kakophonischer, oder, um es mit den Worten von Nicholas Mirzoeff auszudrücken, sie ist ein »babylonischer« Diskurs und eine babylonische visuelle Kultur,⁴ die sich einer effektiven Qualitätskontrolle weitgehend entzieht und unter wachsendem Zeit- und Ressourcendruck des Echtzeit-Mediengeschäftes auch die seriösesten Medien in eine Vertrauenskrise reißt, aus der sie ohne eine deutlich verbesserte Quellenkontrolle nicht herauskommen werden. Regierungen und gut organisierte Gegeneliten wie Terrornetzwerke beherrschen dieses scheinbare Chaos, was handlungstheoretisch auch durchaus auf der Hand liegt: Der Krieg ist eine Aktivität, die maßgeblich von Politikern und Militärs auf dem Rücken von Zivilisten durchgeführt wird. Die Massenmedien sind hier keine primären, sondern bestenfalls sekundäre Akteure. Oder anders gesagt: Eigentlich braucht man sie gar nicht zum Kriegführen. Eine chaotische und dysfunktionale Medienwelt kann also ruhig chaotisch bleiben, ja sie soll es sogar, denn kriegsbereite Politiker ziehen nicht aus dem Mediendiskurs an sich ihre Legitimität, sondern aus den Bildern und Texten, die sie selbst produzieren und die sie in das chaotische System einspeisen – also etwa die Bilder des inszenierten und rasch als »Pseudo-Event« enttarnten Denkmalsturzes von Bagdad. Diese Selbstreferenzialität sichert den Primat der Kriegspolitik über die Bilder. An entscheidenden, neuralgischen Punkten ist sogar das alte Bildermonopol

4 Nicholas Mirzoeff, *Watching Babylon. The War in Iraq and Global Visual Culture* (New York/London 2005).

(einiger) Regierungen noch vollständig intakt, etwa im Bereich der Satellitenbilder, die das amerikanische Militär während des letzten Irakkrieges weltweit vollständig kontrollierte, obwohl ein unabhängiger Zugriff für die Aufklärung gerade über Kriegsgräuere – Massaker, Massengräber usw. – wichtig wäre.

Und während es zur Aufrechterhaltung der Kriegsfähigkeit eigentlich gar keiner einhelligen medialen Unterstützung bedarf, gibt es die patriotische Vereinheitlichung der Medienmeinung für manche Kriegsregierung sozusagen gratis obendrauf. Während nämlich das labile Konstrukt der »Weltöffentlichkeit« sehr heterogene Meinungs- und Bilderkulturen hervorbringen kann, kommt es in kriegführenden Staaten spätestens bei Kriegseintritt mit großer Regelmäßigkeit zu patriotischen Zusammenrottungen, die sich auch in den Medien niederschlagen. Während des letzten Golfkrieges – dies ist die einhellige Meinung aller seriösen Analysten – schwenkten im Grunde alle großen Medien der USA auf den Kriegskurs des Präsidenten ein. Zur Aufrechterhaltung der Kriegsfähigkeit von westlichen Demokratien ist es weniger wichtig, dass die Medien auf Regierungslinie liegen, als dass Regierung und ein wesentlicher Teil der wichtigsten Opposition kriegsbereit sind und zusammenhalten. Diesen patriotischen Mechanismus konnte man vor allen jüngeren Kriegen der USA in Nahost beobachten, wenn die Demokraten zu den republikanischen Präsidenten überliefen und damit ein Zeichen setzten, dass es Zeit sei, in überparteilichen, nationalen Dimensionen zu denken. Spätestens dann begann die in den Medien geäußerte Kritik ins Leere zu laufen, und ohne die Bereitschaft kritischer Oppositionseliten zur öffentlichen Kritik erstirbt der publizistische Widerstand im Mainstream der Massenmedien sehr rasch – mag er im Internet und in Alternativmedien auch noch so sehr weitertoben.

Allerdings muss man die These vom Primat der Kriegspolitik an einem Punkt einschränken. Kriege lassen sich durch Verlaufsformen und Arten unterscheiden. Die Befähigung von Medien und Bildern, ihre »Macht« gegen die der Politiker und Machthaber ins Spiel zu bringen, wächst mit der Dauer eines Krieges oder kriegsartigen Konflikts. Vietnam war ein sich über etwa zehn Jahre entfaltendes Kriegsszenario, der Golfkrieg von 1991 hingegen war in zwei Wochen beendet, der dritte Golfkrieg dauerte im Kern vier Wochen (Mitte März bis Mitte April 2003) – allerdings wirken seine Nachbeben in Form eines »Abnutzungskrieges« (*low-intensity warfare*) bis heute an. Man kann an der demoskopisch gemessenen Zustimmung zu Präsident George W. Bush sehr genau erkennen, was dies bedeutet. War vor dem Krieg die Stimmung in den USA noch geteilt, wuchs die Unterstützung überwältigend während des Krieges und brö-

ckelt seither immer weiter ab.⁵ Bilder wie die der Folterszenen von Abu Ghraib haben das Image des Präsidenten geschädigt. Die Kriegspolitik ist heute wie eigentlich seit jeher in der Lage, wenn sie ihren Medienapparat anwirft, moderne, schnelle Kriege zu führen (*»shock and awe«*). Aber ein langfristiger Partisanenkrieg lässt die Heimatfront oft wackeln. Dies ist allerdings historisch nicht neu und daher kaum ein Beleg für einen »Iconic Turn« oder eine Medienwende in der modernen Kriegspolitik. Die Ursachen für die mit Kriegsintensität und Zeit abnehmende Dominanz über die Medien sind vor allem: Erst der Krieg bringt die delegitimierenden Bilder von Kriegsopfern und Gewalt, die sich im Laufe der Zeit immer erdrückender auf türmen. Zudem kann der hohe propagandistische Aufwand des Staates nicht dauerhaft aufrechterhalten werden, weil er das normale Funktionieren der Institutionen stört und ressourcen-aufwändig ist.

Wenn aber der Primat der Macht und der Kriegspolitik auch im Medienzeitalter zumindest weitgehend ungebrochen ist, könnte dann die Macht der Bilder nicht gerade in dieser Funktionalisierung des Bildes durch den Staat bestehen? Ist der Bilderkrieg nicht derjenige Krieg, den die staatlichen und klandestinen Bilderproduzenten aus ihm machen? Dieser These wäre sicher zuzustimmen, aber sie wäre von geringer intellektueller Relevanz, denn Kriege wurden zu allen Zeiten propagandistisch unterfüttert, auch wenn die Mittel von Epoche zu Epoche variierten. Aber auch der Erste Weltkrieg wurde, weitgehend ohne Bilder, sehr effektiv in deutschen Zeitungen vorbereitet.

Kriege anderer Art – »Karikaturenkriege«
im islamisch-westlichen Kontext

Mit der Feststellung, dass wir uns eben noch lange nicht in einem post-propagandistischen Stadium befinden, sondern Medien und Bilder nach wie vor instrumentalisierbar sind, d.h. die Wissensgesellschaft mitnichten über die Hegemonialinteressen kriegstreibender Eliten gesiegt hat, geht ein zur Melancholie verleitendes Schwähebekenntnis der Zivilgesellschaft einher. Auch der berühmte Karikaturenstreit des Jahres 2006, kein Krieg, aber immerhin ein teilweise gewaltsam geführter internationaler Konflikt, ist kein Beleg für die Macht von Bildern. Wer sich den

⁵ Kai Hafez, *Mythos Globalisierung. Warum die Medien nicht grenzenlos sind* (Wiesbaden 2005), S. 70.

Verlauf des Streits näher ansieht, der erkennt, dass es Monate dauerte, bevor auf die Veröffentlichung der Karikaturen in Dänemark Proteste in islamischen Ländern folgten. Dieser Verlauf ähnelte dem der Rushdie-Affäre von 1989,⁶ und er hatte ähnliche Ursachen: In beiden Fällen brauchten organisierte Islamisten Zeit, um zu agitieren und zu mobilisieren. Im Karikaturenstreit wirkten weniger die Bilder als die Organisationsmacht der islamischen Fundamentalisten, deren Protestinszenierungen durch Kameraausschnitte der Fernsehsender vergrößert zum Weltkonflikt aufgebläht wurden. Die Karikaturen allein bewirkten gar nichts. Bilder und Texte ähnlicher Art werden täglich irgendwo auf der Welt produziert, ohne dass jemand von ihnen Notiz nähme. Grundlage und Motor des Karikaturenstreits waren realpolitische Probleme in den islamisch-westlichen Beziehungen, ein durch organisierte Islamisten leicht entflammbarer antiwestlicher Reflex, der auf den neokolonialen Erfahrungen des Nahostkonflikts, der Kriege in Afghanistan und Irak und vieler anderer Felder basierte, und die fatale Symbiose des organisierten Islamismus mit den westlichen Massenmedien, die Konflikte dieser Art als verkaufsfördernd betrachteten.

Das Bild, die Karikatur, spielte dabei eine gänzlich untergeordnete Rolle. Viele Protestierende hatten die Bilder gar nicht gesehen, und man sollte bedenken, dass es bei Rushdie ganz ohne Bilder und nur durch die Kraft des Wortes in seinem Roman *Satanische Verse* zu ähnlichen Reaktionen kam – und auch Rushdies Buch hatten damals nur die wenigsten gelesen. Also Macht der Medien, der Bilder und der Texte? Sie beschränkte sich auch während der Karikaturendebatte auf die Verstärkung eines von Eliten und Gegeneliten angestifteten Hegemonialdiskurses. Die Moderne hat die Globalität ihrer Diskurse nach wie vor nicht im Griff, und es ist fraglich, ob bei den derzeitigen Verhältnissen von einer forcierten und durch Medien ermöglichten Massendemokratie und Demokratisierung der internationalen Beziehungen ein stärker friedensförderlicher Impuls ausgehen würde als von der klassischen Eliten- und Geheimpolitik, die die realistische Schule der internationalen Beziehungslehre ins Zentrum stellt.

6 Kai Hafez, »Salman Rushdie im Kulturkonflikt. Zum Problem der transkulturellen Kommunikation in der deutschen Presseberichterstattung«, in: *Orient* 37 (1996) 1, S. 137-161; ders., »Transcultural Communication and the Antinomy between Freedom and Religion: A Comparison of Media Responses to the Rushdie Affair in Germany and the Middle East«, in: Joel Thierstein/Yahya R. Kamalipour (ed.), *Religion, Law, and Freedom. A Global Perspective*, Foreword by Cees J. Hamelink (Westport 2000), S. 177-192.

Es ist sicher wichtig und richtig, wenn Nicholas Mirzoeff das Individuum auffordert, sich der Bildkontrolle und -manipulation zu entziehen, selbst die Bildkontrolle zu übernehmen und so einen Beitrag zur Demokratisierung der Weltpolitik und zum Abbau kultureller Spannungen zu leisten.⁷ Eine solche Forderung mag der Logik des Internets entsprechen – von der derzeitigen Realität der Auslandsberichterstattung in Massenmedien ist sie aber sehr weit entfernt. Man kann die Logik der individuellen Bildinterpretation und Medienrezeption nicht der eines Massenmediums entgegenstellen, sondern man muss Massenmedien auf der Basis ihrer eigenen Logik verstehen und zu verbessern versuchen.

Ein Beispiel: Westliche Medien scheinen im Jahr 2006 endgültig zu einer kulturkriegerischen Haltung gegenüber dem Islam übergegangen zu sein, die man im aufgeklärten und hochtechnisierten Medienzeitalter kaum für möglich halten sollte. Nach dem Karikaturenstreit und der islamkritischen Rede des Papstes glauben nur noch 25 % der Deutschen, dass wir derzeit *nicht* in einem Zeitalter des Kampfes der Kulturen leben. Fundamentale Islamkritiker wie Leon de Winter, Hirsli Ali oder der deutsche Hans-Peter Raddatz sprießen wie Pilze aus dem Boden und erzielen eine Öffentlichkeit in westlichen Massenmedien, deren Karriere nur rasant zu nennen ist. Weite Teile der westlichen Bürgergesellschaft außerhalb ihrer multikulturellen Biotope sind in einem Mediendiskurs gefangen, dessen Agenda nahezu komplett auf die Verbindung von Islam und Gewalt – Gewalt an Frauen, Gewalt durch Terror, Gewalt durch »Parallelgesellschaften« usw. – fixiert ist.⁸

Dieser krasse Trend, der sich seit dem 11. September 2001 immer weiter verstärkt, aber im Kern schon seit der Iranischen Revolution 1978/79 erkennbar war, scheint eine Grundthese des amerikanischen Medienkritikers Jeffrey Scheuer zu bestätigen, dass der modernen Medienwelt eine strukturkonservative Grundtendenz innewohnt – gemeint sind dabei vor allem die großen Massenmedien, nicht so sehr das Internet oder auch der Buchmarkt. Progressive politische Anliegen – die Förderung eines differenzierten Islambildes und internationalen Dialogs, die Vermeidung von Kriegen durch die Behebung bestehender ökonomischer und politischer Asymmetrien der Weltgesellschaft – sind nach Scheuer medial sehr viel

7 Siehe den Beitrag von Nicolas Mirzoeff in diesem Band, S. 135ff. — 8 Zu empirischen Belegen für das Agenda-Setting vgl. Kai Hafez, *Die politische Dimension der Auslandsberichterstattung: Bd. 2: Das Nahost- und Islambild der deutschen überregionalen Presse* (Baden-Baden 2002), S. 92-99.

schwieriger zu verbreiten als einfache kulturkämpferische Botschaften, die die Welt als Reflex eines archaischen Kampfes zwischen »gut« und »böse«, stark und schwach, Islam und Westen beschreiben.⁹ Die sich immer weiter verschärfenden Nachrichtenfaktoren »Aktualität« und »Negativismus« verhindern einen dringend benötigten »*Knowledge Turn*« im Journalismus. Dass in demoskopischen Umfragen die Bürger immer stärkere Ängste vor dem Islam äußern, wundert nicht.

Wäre eine Stärkung der zivilgesellschaftlichen Bilder- und Medienmacht gegenüber dem Staat sinnvoll? Nicht ohne weiteres. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt garantieren sogar die oft gescholtenen Regierungen des Westens wie des Orients, dass aus dem in den Medien entbrannten Kulturkrieg nicht bald schon ein größerer Flächenbrand wird. Ein Vertrauen in die Aufgeklärtheit der Moderne ist unbegründet, und Appelle an den Einzelnen, sein Bildarsenal zu überprüfen und die Globalisierung als Ort des Weltwissens ernst zu nehmen, sind hilflos, solange sie nicht von grundlegenden Reformen des Mediensystems und der die Öffentlichkeit strukturierenden Institutionen begleitet werden. Für die Wissenschaft bedeutet dies, wesentlich intensiver als bisher in die interdisziplinäre, von Kommunikations-, Politik- und Bildwissenschaft getragene Analyse der Rolle der Medien und der Bilder in internationalen Konflikten einzusteigen. Eine mediengestützte Massendemokratie wird sonst schnell zu etwas, das sie sicher nie sein wollte – zu einem Alptraum nämlich, der sämtliche Utopien zivilgesellschaftlich orientierter, friedlicherer internationaler Beziehungen unter sich begräbt.

9 Jeffrey Scheuer, *The Sound Bite Society. Why Television Helps the Right and Hurts the Left* (New York/London 2001).